

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

räth bietet jene Mischung von Pracht, Verfallenheit und Armseligkeit dar, welche das ganze türkische Wesen jetzt bezeichnet. Nachher gingen wir in die Bäder, welche nur für die Sultantin Mutter und die vier Favoritsultantinnen bestimmt sind. Klein sind sie, aber zierlich und von weißem Marmor. Von allen Seiten her spielen Springbrunnen hinein.

Von dem sogenannten Ruhgemache aus hat man eine Aussicht über das ganze Serail. Dieser Theil des Gebäudes ist bekannt; er wird von zwölf prachtvollen Säulen aus Verdantik getragen. Hier belustigen sich die übrigen Frauen des Harems mit Tanz, Musik und Poffenreissen. Manchmal geht es wild her, Fenster und Spiegel werden zertrümmert. Es sah überhaupt aus wie in einer Kumpelkammer. Wir fanden Stühle mit zerbrochenen Lehnen, Tische mit drei Beinen, Lichtstümpfen, altes Papier, seidene Flicker, leere Zuckerdosen und dergleichen Siebensachen mehr.

Jetzt stiegen wir in den Hof des Harems hinab, gelangten auf der andern Seite desselben wieder zu einer Treppe, und wollten die Wohnungen der weiblichen Dienerschaft durchmustern. Dort war aber wenig zu sehen, Alles war zerfallen, und wir begaben uns nun so schnell als möglich zurück, um wieder in den Garten zu gelangen.

Man kann sich unser Erstaunen denken, als wir zu unserer größten Bestürzung fanden, daß die große Flügelthür nicht mehr geöffnet war! Wir athmeten erst leichter auf, als wir uns überzeugten, daß ein Sklav einige welsche Hühner fütterte, und Niemand uns gesehen hatte. Wir schlugen bald nachher den Riegel mit einem Steine zurück und entkamen wieder in den Garten. Die Angst vor Entdeckung aber war nicht so mäch-

tig als unsre Neugier. Wir wollten die Gemächer des sogenannten Hyazinthgartens sehen, weil in ihnen der Sultan häufig wohnt, besonders dann, wenn er von Staatsgeschäften nicht behelligt werden will. Er hat dort seine Privatzimmer. Der Garten ist klein aber zierlich; nur Hyazinthen dürfen in demselben wachsen, alle anderen Blumen sind verbannt. Wir konnten durch die Fenster ins Zimmer sehen. — Es war prachtvoll eingerichtet; auf drei Seiten ein Diwan, dessen Kissen und Polster mit schwarzem gesticktem Atlas überzogen waren. Dem Fenster gegenüber befand sich ein Heerd; zu beiden Seiten desselben waren Eingänge in andere Zimmer; statt der Thüren dienten Vorhänge von rothem Sammt. In einem Glashaube standen Bücher. Von der Decke hingen Käfige herab, in denselben saßen künstliche Vögel, die durch Mechanismus singen. Allerlei Sachen standen umher, ein großes Kohlenbecken, gelbe Stiefeln und Pantoffeln; der Boden war mit Gobelinstepichen bedeckt; wir sahen auch Säbel, Pistolen und Dolche an den Wänden hängen.

Wir waren kaum mit dem Durchmustern dieses schönen Zimmers fertig, als ein Postandschi im Zimmer erschien; er sah uns aber nicht; wir bückten uns, und krochen auf allen Vieren zum Hyazinthgarten hinaus, und entkamen. In dem sogenannten obern Garten kamen wir dann zu einem alten Kiosk, der nur deshalb merkwürdig ist, weil ihn Karl der Zwölfte von Schweden einst dem Sultan geschenkt hat. Nun war unsere Neugier befriedigt, wir eilten in des Gärtners Haus zurück, und stärkten uns bei einer Flasche Wein. Die ausgestandene Angst hatte uns matt gemacht, und wir waren herzlich froh, Alles glücklich überstanden zu haben.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der rothe Ibis.

(Tafel 29.)

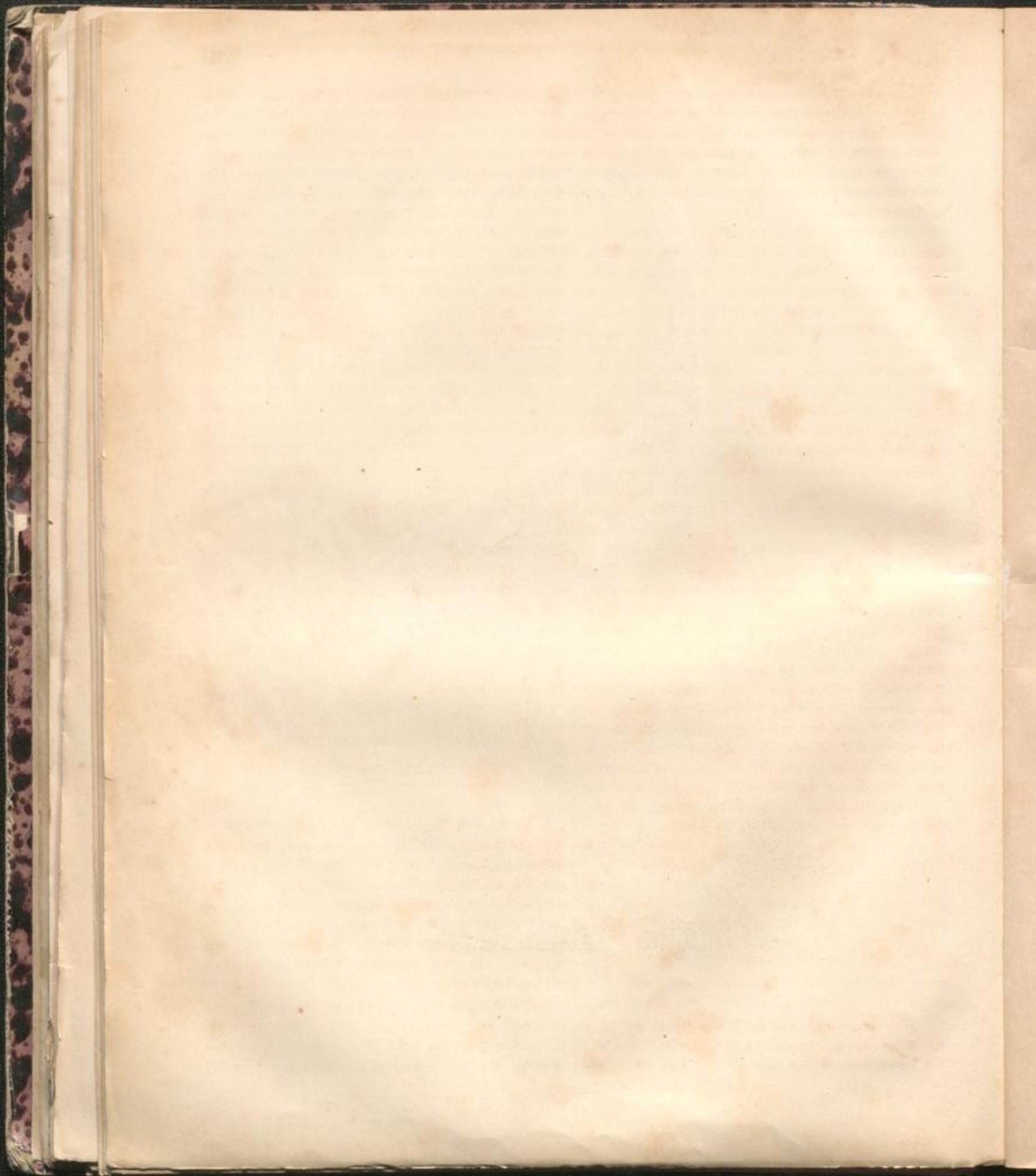
Die Ibis gehören zu den langhalsigen Sumpfvögeln, und kommen in der alten und neuen Welt vor. Der rothe Ibis oder rothe Sichler, welchen unsere Abbildung zeigt, (*Scolopax rubra*) ist in Süd-Amerika und

Westindien einheimisch, etwas über zwei Fuß hoch, und zeichnet sich durch sein schönes rothes Gefieder aus; die Schwungfedern sind schwarz. Diese Farbe bekommt er aber erst, wenn er zwei Jahre alt ist, denn die Jungen sind zuerst mit einem schwärzlichen Flaum bedeckt, der dann aschenfarbig und bald durch weißes Gefieder ersetzt wird, welches zuletzt dem rothen Platz macht. Er kann



1. Bd. 23

Der rothe Jbis.



nicht eigentlich als Wandervogel betrachtet werden, wohnt in sumpfigen Gegenden, besonders an den Flußmündungen, und lebt von Würmern, Insekten, Fischen und anderen derartigen Nahrungsmitteln, die Schlamm und Wasser ihm bieten. Er läßt sich leicht zähmen, verliert aber dann sein lebendiges Wesen und stirbt nach nicht gar langer Zeit.

Auch Europa hat seinen Ibis, den grünen oder schwarzen Sichler, der purpurbraunes Gefieder hat, doch sind Flügel, Rücken und Schwanz metallisch grün. Er ist ein Zugvogel, der im Frühjahr aus Aegypten kommt, und sich an den ins schwarze Meer fallenden Strömen aufhält, und bis nach Ungarn kommt, wo er brütet.

Am berühmtesten ist aber der heilige Ibis, (*Ibis religiosa*) mit weißem Gefieder; Schnabel, Kopf, Nacken, Flügelspitzen und Füße sind schwarz. Diesen Vogel, der über ganz Afrika verbreitet ist, verehrten die alten Aegyptier; er wurde gehegt und gepflegt, lief ungeführt auf den Feldern und den Gassen umher; wer einen derselben vorsätzlich tödtete, wurde mit dem Tode bestraft, und wenn der Ibis starb, so wurde seine Mumie mit der größten Sorgfalt einbalsamirt. Diese Verehrung gründete sich auf die Dankbarkeit, welche man dem Ibis schuldig zu sein glaubte; es herrschte der Glaube, daß er auf den Gränzen Aegyptens viele Schlangen vertilge, und diese gefährlichen Thiere hindere, in großer Masse das Land feindlich zu überziehen. Die Priester behaupteten, als der ägyptische Merkur auf die Erde herabgekommen sei, um die Menschen einer höhern Gesittung theilhaftig zu machen, habe er die Gestalt eines Ibis angenommen. Man findet denselben daher häufig auf den alten Denkmälern jenes Landes dargestellt; er galt für ein Sinnbild jungfräulicher Unschuld; man meinte, er verlasse Aegypten aus Anhänglichkeit an das Land nicht. Gewiß war und ist er ein nütliches Thier, das viel Ungeziefer tödtet, und somit den Menschen in heißen Ländern einen wichtigen Dienst erweist.

Die geographische Verbreitung der Thiere.

I.

Eine unermessliche und unzählbare Menge von Thieren ist über den gesammten Erdball verbreitet. Die Art und Weise dieser Verbreitung ist aber nicht etwa eine

zufällige und planlose, sondern sie hängt von gewissen Umständen, namentlich auch von der Wärme- und Bodenbeschaffenheit, von der Lage der verschiedenen Gegenden ab, und ob sie Nahrungsmittel hervorbringen, welche für dieses oder jenes Thier geeignet ist. Aber diese Verhältnisse allein sind noch nicht maassgebend, denn wir sehen Thiere und Thiergruppen, die an einzelne bestimmte Dertlichkeiten gebunden sind, welche sie niemals verlassen, z. B. einzelne Papageienarten, die nur auf wenigen kleinen Inseln bei Neu-Guinea getroffen werden, obwohl auch andere Landstriche ganz genau dieselben physischen Verhältnisse zeigen. Dagegen gibt es vierfüßige Thiere, deren Körperbau so beschaffen ist, daß sie jedem Klima Troß bieten, z. B. Hunde und Füchse; sie reichen durch alle Abstufungen desselben vom Polarlande bis zum Erdgleicher. Es ist eine herrliche Fügung der Natur, daß gerade diejenigen Thiere, von welchen der Mensch den meisten Nutzen zieht, und die er zu Hausthieren gemacht, einer so allgemeinen Verbreitung fähig sind, z. B. das Rindvieh, die Pferde und der eben erwähnte Hund. Andere nehmen nur gewisse Zonen ein, und sind nicht so dauerhaft als jene, z. B. das Rennthier, das Elenthier und der Marder. Dertliche Umstände und Ursachen haben auch auf die Verbreitung der Thiere eingewirkt. Der Elephant lebt in Asien und Afrika; er könnte auch in Amerika, wo er Nahrung in Fülle und ein ihm durchaus zusagendes Klima fände, fortkommen und gedeihen, aber zwischen der alten und neuen Welt liegt der breite Ocean, durch welchen er nicht schwimmen konnte. Ueberhaupt hat Amerika nur im hohen Norden, wo es mit der östlichen Erdhälfte im Winter gewissermaßen zusammenhängt, Thiere mit der letztern gemeinsam.

Ein Thier kann eben so weit verbreitet sein als ein anderes, und mit demselben große Ähnlichkeit haben, ohne darum ein eben so starkes und biegsames Naturell zu besitzen. Hirsch und Rennthier sind nahe Verwandte, und doch kann dieses letztere nur in der kalten Zone leben, jener aber ist nicht an einen bestimmten Erdgürtel gebunden. Fuchs und Schakal darf man beinahe als Brüder betrachten, und doch findet man den letztern nur im wärmern Asien und Afrika. Thiere, welche in Betreff ihrer Nahrung nicht besonders wählerisch sind, und zu gleicher Zeit ihr Futter aus dem Thierreiche und Pflanzenreiche holen, eignen sich ohnehin zu einer weitern Verbreitung.

Die Temperaturverhältnisse sind, wie wir schon angedeutet haben, allerdings von großer Wichtigkeit für die Verbreitung. In den heißen Ländern ist die Thierwelt am üppigsten und belebtesten; nach den Polen hin

wird sie schwächer. Ein gewisser Wärmegrad und die dadurch bewirkten physischen Verhältnisse sind zum Gedeihen vieler Thiere unumgänglich nothwendig, und diese findet man demnach auch nur da, wo diese nothwendigen Bedingungen ihres Fortkommens nicht mangeln. Thiere von besonderer Organisation sind unter verschiedenen Breiten, zwischen den Polen und dem Aequator vertheilt, sie leben unter Parallelen, die ihnen zusagen und ihrer Körperbeschaffenheit angemessen sind. Auf die Vertheilung in einer gegebenen Längenzone paßt das freilich nicht, denn wir finden in verschiedenen Theilen einer solchen Zone, und unter Umständen, die ganz gleich erscheinen, Gruppen verschiedener Thiere, deren Vorkommen nach Westen oder Osten hin eben so genau bestimmt ist, wie jener, die durch gewisse Striche im Norden oder Süden begränzt sind, jenseits welcher man sie nicht mehr antrifft. Für gewisse Thiere passen nur gewisse Vertlichkeiten, z. B. salzhaltige Sumpfsgegenden, oder vulkanische Landstriche.

Daß alle Thiere von einem bestimmten Punkte auf Erden ausgegangen sein sollten, läßt sich gar nicht annehmen, da unter anderen Südamerika und das Kapland in Südafrika fast lauter ihnen eigene und besondere Thiere besitzen. Das Renntier kann nie in einer warmen Zone, der Papagei nie in einer kalten gelebt haben. Jeder große Landstrich hat vielmehr seine eigenthümliche Thierwelt, die ihn in zoologischer Hinsicht charakterisirt. Ein solcher Landstrich braucht nicht gerade unserer üblichen Eintheilung der Erde in vier oder fünf sogenannte Welttheile zu entsprechen, obwohl es richtig ist, daß die einzelnen Erdtheile viele Thiere haben, die jedem derselben eigenthümlich angehören.

Wir wollen nun, nachdem diese andeutenden Bemerkungen vorausgeschickt worden sind, die einzelnen Erdtheile in zoologischer Hinsicht überblicken, und mit Afrika beginnen.

Afrika hängt mit Asien durch die Landenge von Suez zusammen, und hat manche Thiere, die beiden Erdtheilen gemeinschaftlich sind, aber noch mehr, die ihm eigenthümlich angehören. Dieses Festland hat eine ganz eigenthümliche Gestalt. Wegen seiner großen Ausdehnung nach Länge und Breite, (jene beträgt 1100, diese 1008 Meilen) und der wenig eingeschnittenen Küste, ist der Einfluß des Meeres hier nur sehr gering. Afrika hat verhältnismäßig wenig große Ströme, überhaupt auch wenige Binnenseen, und unter diesen nicht einen von bedeutendem Umfange; auch die Bergketten sind weder zahlreich, noch im Allgemeinen hoch genug, daß sie auf weiten Strecken die klimatischen Verhältnisse

bestimmen könnten. Der Dunstkreis ist daher außerordentlich trocken, ein großer Theil des Landes besteht aus dürren Sandwüsten, und es gibt Gegenden in denen es nie regnet, und wo das einzige Nass, welches den Boden befeuchtet, in dem Thau besteht, der bei Nacht vom Himmel fällt. Mit Ausnahme des Nordrandes, der zwischen dem Atlasgebirge und dem mittelländischen Meere liegt, Unterägyptens, und der südlichsten Spitze des Erdtheils, liegt ganz Afrika zwischen den Wendekreisen, und das Klima ist das der heißen Zone; nur jene nördlichen und südlichen Strecken sind gegen die Gluthwinde geschützt. Diese trockene Hitze charakterisirt das Klima, und hat natürlich auf die Erzeugnisse des Thierreichs wie des Pflanzenreichs den wesentlichsten Einfluß. Daß aber Verschiedenheit und Abstufungen des Klimas, der Oberfläche und der Vegetation in einem so ausgedehnten Festlande vorhanden sind, versteht sich von selbst. Deshalb finden wir hier Strecken, deren ausgedörrter Boden nur für Schlangen, Eidechsen, Skorpione und andere kaltblütige Thiere geeignet ist, die, wie man vom Salamander sabelt, Gluthitze aushalten können; und dort trifft man auf Dasen, die von Fruchtbarkeit frogen, und deren saftiges Grün noch lebendiger zu sein scheint, als es wirklich ist, wenn man eben erst aus der Wüste kommt. Eine solche Dase mag der berühmte Garten der Hesperiden gewesen sein. Afrika hat auch mächtige Wälder, schattige, reichbewässerte Thäler, und grüne Ebenen, die dem Elephanten, dem Büffel und dem Nashorn Schutz und Nahrung in Fülle geben.

Zu den bemerkenswertheften Thieren gehören die Giraffe, das Fluß- oder Nilpferd und der Strauß. Die beiden ersteren gehören Afrika eigenthümlich an, und der letzte kommt außerdem nur noch in Arabien vor, das ja in physikalisch geographischer Hinsicht ohnehin nur ein fortgesetztes Afrika, ein Anhängsel dieses Erdtheils bildet. Die Giraffe, von welcher wir nächstens eine getreue Abbildung und Beschreibung mittheilen werden, finden wir in den Gegenden, wo das Land sorgfältiger bebaut wird, nicht eben häufig, aber im Innern Ostafrikas sieht man sie oft in Heerden von dreißig bis vierzig Stück. Das Flußpferd, ein plumpes, gewaltiges Thier, dessen Gleichen in keinem anderen Erdtheile vorhanden ist, lebt in den Flußniederungen, der Strauß ist so ziemlich über ganz Afrika zerstreut.

Elephanten, Rhinoceros, Büffel und Krokodile hat Afrika mit anderen Erdtheilen gemein; aber seine Arten sind doch von den übrigen verschieden, und zwar fast in dem Maße, wie das Pferd vom Esel. Der afrikanische Elephant ist weit störrischer und nicht so gelehrig, als der asiatische; er läßt sich nur schwer zähmen, und

Landesbibliothek
Kärnten



1. Bd. 30.

Die große Seeschlange

kann eigentlich gar nicht als Lastthier gebraucht werden. Auch ist er kleiner und zeichnet sich durch seine großen Ohren aus. Der größte afrikanische Büffel, denn es gibt mehrere Arten, ist viel wilder und unbändiger als seine indischen und europäischen Stammverwandten. Drei Arten des Rhinoceros kennt man jetzt; die Eingeborenen behaupten, es gebe deren fünf, welche sie auch durch besondere Benennungen von einander unterscheiden. Afrika ist die Heimath massiver und gewaltiger Vierfüßer; auch ein mächtiges Reptil beherbergt es in seinen großen Strömen, das allbekannte Krokodil.

Eigenthümlich ist dem Erdtheile die Menge von Antilopenarten, deren man etwa siebenzig zählt, und über welche wir unseren Lesern schon früher einige Mittheilungen machten. Die bekanntesten sind der Springbock am Vorgebirge der guten Hoffnung, der oft in Heerden von vielen tausend Stück die Felder der Ansiedler heimsucht und verwüstet; sodann das Hartbeeste, wie die Holländer es nennen, welches gezähmt werden kann. Die Gnuantilopen haben eine herrliche wallende Mähne und einen Schweif wie das Pferd, und Hörner. Die Zebraarten, deren es fünf gibt, kommen nur in Afrika vor. Man nennt sie auch Waldesel oder Tigerpferde. Sie halten sich gern in der Nähe der Strauße auf, mit welchen sie auf einem freundschaftlichen Fuße stehen, weil der Vogel weiter sieht, und leichter Gefahr wittert. Es soll einen hübschen Anblick gewähren, wenn Strauße und Heerden von Antilopen und Waldeseln vor einem sie verfolgenden Raubthiere blitzschnell über die weiten Ebenen dahin fliehen.

Die ungeheure Einöde der Sahara könnten Menschen kaum durchziehen ohne das „Schiff der Wüste,“ wie die Araber das Kameel nennen. Ganze Volksstämme müßten ihre Wohnsitze verlassen und ihre ganze Lebensweise ändern, wenn ihnen plötzlich dieses Thier genommen würde, und ein gleiches gilt von den Asiaten, welche den Wüstengürtel bewohnen, der sich vom atlantischen Weltmeere, von der Westküste durch das nördliche Afrika, Arabien, Persien, Randahar, durch das Land der Mongolen bis zur Ostgränze der Gobi erstreckt, und eine Strecke von 132 Längegraden einnimmt. Gemeinsam mit Asien hat Afrika, nebst dem Kameele auch Löwen, Panther, Leoparden und Guepard. Aber der afrikanische Löwe ist wilder und muthiger als der asiatische; er ist auch stärker und majestätischer. Zwei Hyänenarten, die gefleckte und die wollige kommen nur in diesem Erdtheile vor; die gestreifte findet man auch in Syrien und Persien. Diese Thiere entweichen die Gräfte, sind blutgierig und haben ein abstoßendes

Neufere; lange war man der Meinung, daß sie nicht gezähmt werden könnten; doch jetzt sind die deshalb angestellten Versuche theilweise gelungen, und in ihrer Heimath lassen sie sich, wenn sie jung in die Zucht genommen werden, wie Hunde abrichten und sind sehr wachsam. Ähnlichkeit mit ihnen hat der Hund vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mit langen Ohren und Wolfsschwanz; er geht in Rudeln auf die Jagd, nicht einzeln. Schakale sind häufig; das Fennec, ein sonderbares Thier mit langen Ohren, ist nur in Afrika anzutreffen; das berühmte Zehnemon läßt sich zähmen, wie unsere Hauskatze, und fängt dann Mäuse. In wildem Zustande spürt es bekanntlich den Krokodil-eiern nach, deren es tausende vernichtet, und dadurch bewirkt, daß diese furchtbaren Thiere sich nicht übermäßig vermehren. Die Ameisenfresser finden an den ungeheuren Massen von Ameisen aller Art reichliche Nahrung, eben so das Pangolin oder Schuppenthier. An Affen mangelt es nicht; der Mandrillaffe, ein widerwärtiges Thier hat beinahe die Größe eines Mannes, ist wild und grausam, und die Neger in Guinea fürchten ihn sehr. Seine Lieblingsspeise sind Skorpione, die er sehr geschickt mit Steinen zu tödten weiß. Bevor er sie aber verspeist, bricht er ihnen erst den giftigen Stachel weg.

Nächstens werden wir ähnlicher Weise eine kurze Uebersicht der Thierwelt in den übrigen Erdtheilen geben.

Die grosse Seeschlange.

(Tafel 30.)

Die große Seeschlange ist, gleich dem Kraken, von welchem wir neulich sprachen, häufig in das Reich der Fabeln verwiesen worden, und namentlich haben die meisten Naturforscher vom Dasein dieses Thiers nichts wissen wollen. Allein, wie der Dichter sagt: „des Wunderbaren birgt die Tiefe viel, und neue Wesen kommen an die Sonne,“ und wir fragen auch hier: von wem sind die Tiefen des Meeres erforscht worden, wer kennt die Thiere, welche auf dem Grunde desselben wohnen?

Die Berichte achtbarer, zuverlässiger Männer in verschiedenen Ländern, lassen gar keinen Zweifel darüber, daß ein mächtiges, noch wenig bekanntes, schlangenartiges Thier in der See lebt, und namentlich in denselben Meerestheilen, in welchen auch der Krake gesehen wor-

den ist, im atlantischen Ocean, besonders zwischen Nord-Europa und Nordamerika, an den Küsten von Norwegen und Grönland, bei den Shetlandinseln und bei Neuengland. Wir geben hier einige Berichte, welche kaum noch einen Zweifel übrig lassen.

Im Jahre 1808 strandete, nördlich von Schottland, bei Stronsa, einer der orkadischen Inseln, ein schlangenartiges Seethier, das von achtbaren Leuten betrachtet, und gemessen wurde; und auch später, als die Gewalt der Wellen es in Stücken zerschlagen hatte, eilten noch viele herbei, um es zu sehen. Einzelne Theile sind aufbewahrt worden, z. B. der Schädel und die Knochen der Schwimmfüße, die ein Gutsbesitzer Namens Laing an sich nahm; gut erhaltene Wirbelknochen befinden sich noch jetzt im Museum der edinburger Hochschule. Das Thier ist auch beschrieben worden; es hatte sechs und fünfzig Fuß Länge und zwölf Fuß im Umfange. Der Kopf war klein, und von der Schnauze bis zum ersten Wirbel kaum einen Fuß lang, der Nacken von fünfzehn Fuß Länge, dünn und schlank. Alle stimmten darin überein, daß sie Rüstern gesehen hätten. Auf den Schultern, da wo der Nacken aufhörte, begann eine Art von borstiger, gesträubter Mähne, welche über den Rücken bis in die Nähe des Schweifes fortliet. Es hatte drei Paar Flossen oder Füße, die mit dem Körper verbunden waren; die vordersten waren die größten, mehr als vier Fuß lang, und am Ende sah man eine Art von Zehen, die durch etwas Schwimmhaut mit einander verbunden waren. Ob diese letztere Angabe ganz genau ist, mag dahin gestellt bleiben; vielleicht waren, was man für Füße hielt, nichts weiter als die Reste der Brust-, Bauch- und Schwanzflossen. Die Haut war glatt ohne Schuppen, und von graulicher Farbe; das Fleisch sah aus wie abgestandenes Rindfleisch. Das Auge hatte die Größe von jenem eines Seehundes, die Kehle war so eng, daß keine Faust hindurch ging.

Auch bei den Hebriden wurde fast zu derselben Zeit ein gewaltiges Seethier bemerkt, das unter der Küstenbevölkerung große Angst verbreitete. Der Pfarrer von Cigg, ein würdiger Mann, schrieb damals an den Sekretär der naturforschenden Gesellschaft zu Edinburg Folgendes: — Ich sah das Thier, über welches Sie Näheres zu wissen wünschen im Juni 1808, an der Küste von Coll. Als ich dem Gestade entlang ruderte bemerkte ich, etwa eine halbe englische Meile (acht bis neun Minuten) von mir entfernt, einen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Zuerst sah er aus wie ein kleiner Felsen; da ich aber wußte, daß ein solcher an jenem Punkte nicht vorhanden war, so

sah ich doppelt genau zu. Nun erhob es sich sehr beträchtlich über den Meeresspiegel, bewegte sich langsam und ich konnte sehr deutlich ein Auge unterscheiden. Solch ein Thier hatte ich noch nicht gesehen, und da es so ungeheuer groß war, wurde ich besorgt, und ruderte der Küste zu. Als ich etwa in gleicher Linie zwischen dieser und dem Ungeheuer mich befand, hielt es seinen Kopf über dem Wasser gegen uns gerichtet und tauchte dann heftig unter. Offenbar machte es Jagd auf uns, und wir verdoppelten unsere Anstrengung, um ans Ufer zu kommen. Eben hatten wir festen Boden unter den Füßen, und waren auf einen Fels geklettert, als wir sahen, wie es unter dem Wasser herschoß, auf das Hintertheil unseres Bootes zu. Wenige Schritte von demselben entfernt wurde ihm das Wasser zu seicht; nun hob es seinen Kopf wieder in die Luft, und suchte dann aus der kleinen Bucht, in welcher unser Boot lag, wieder heraus zu kommen, was ihm nur mit Mühe gelang. Noch längere Zeit sahen wir seinen Kopf, der breit und etwas länglich rund war; der Nacken erschien schmaler, die Schultern, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, waren viel breiter; nach dem Schweife zu, den es tief im Wasser hielt, lief der Körper spitz zu. Flossen habe ich nicht bemerkt, es schien sich wellenförmig auf und ab fort zu bewegen. Seine Länge hat zwischen siebenzig und achtzig Fuß betragen. Als es mir am allernächsten war, hob es den Kopf nicht völlig aus dem Wasser heraus; der Hals war noch unter demselben. Es kam sehr rasch aus der Stelle. Fast um dieselbe Zeit als ich es sah, bemerkte man es auch bei der Insel Canna, und die Mannschaft von dreizehn Fischerbooten war so erschreckt, als das Ungethüm sich den Leuten näherte, daß sie alle nach der Küste flohen; es that ihnen aber nichts zu leide. Auch in den Gewässern der Shetlandinseln ist es gesehen worden. —

Im August 1817 meldeten Berichte aus Nordamerika, daß die Seeschlange im Hafen von Gloucester, beim Vorgebirge Ann, etwa dreißig englische Meilen von Boston entfernt, gesehen worden sei. Dieses Thier glich im Allgemeinen einer Schlange, und bewegte sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Nur bei klarer, ruhiger See kam es zum Vorschein, und schwamm dann auf der Oberfläche wie eine Anzahl von Tonnen die hintereinander liegen, und vom Wasser bald auf bald nieder geschaukelt werden. Viele Leute haben das Thier beobachtet; und es liegen über die Erscheinung eine Menge von Berichten vor. Ein Zeuge sagte aus, die Länge des Körpers müsse wenigstens achtzig bis neunzig Fuß betragen haben; es lag einmal ruhig auf dem Wasser, und ein Stück Leib von fünfzig Fuß konnte man ganz

genau erkennen; der Kopf habe ausgesehen, wie der einer Klapperschlange, sei aber so groß gewesen, wie ein Pferdekopf. Man bemerkte einmal wenigstens fünfzig verschiedene Theile seines Körpers ganz deutlich. Ein Mann schoß in einer Entfernung von dreißig Schritten eine Kugel auf das Thier; da wandte es sich, und kam nahe am Boote vorüber. Ein anderer der vernommenen Zeugen sagte eidllich aus: „Am 20. Juni 1815 sagte mir mein Knabe, er habe auf der See in unserer Bucht ein sonderbares Geschöpf bemerkt. Ich ging hin, und sah durch mein Fernglas ein Wasserthier, das mir fremd war. Es mochte etwa eine Viertel englische Meile vom Lande entfernt sein, bewegte sich mit großer Schnelligkeit nach Süden und schien dreißig Fuß Länge zu haben; als es sich aber umwandte, gewann es ein riesenhaftes Ansehen und war zum Mindesten hundert Fuß lang. Es kam sehr rasch auf mich zu, und lag dann still an der Oberfläche. Ich sah dreißig oder vierzig höckerartige Anschwellungen, von denen jede so groß war wie ein starkes Faß; der Kopf schien sechs bis acht Fuß lang, und lief nach vorne hin verzüngt zu, das Maul war wie das eines Pferdes. Jetzt kam mir das Thier einhundert und zwanzig Fuß lang vor; der Körper war dunkelbraun. Augen, Mähnen, Nasenlöcher oder Kiemen sah ich nicht.“ In ähnlicher Weise äußerten sich noch andere Zeugen; General Humphreys nahm alle Aussagen zu Papier, und übersandte sie dem berühmten Erdkundigen, Sir Joseph Banks in London.

Im August 1819 erschien wieder eine Seeschlange auf der Höhe von Nahant, bei Boston; sie wurde Wochen lang in jenen Gegenden gesehen, und zwar nicht von Einzelnen sondern Hunderten, da sie gern in die

Nähe der Küste kam. Man zählte an ihr dreizehn höckerartige Krümmungen; sie hielt den Kopf häufig in die Luft; das Auge war außerordentlich stechend und glänzend. Wenn sie verschwand machte sie windende Bewegungen. Im Juli 1833 erwähnten amerikanische Blätter abermals einer Seeschlange.

Im September 1817 wurde eine kleine Schlange zwischen dem Meere und einem mit demselben in Verbindung stehenden Salzsee gefangen, unfern Sandy Bay in Massachusetts. Sie wurde nach Boston gebracht und von Naturforschern untersucht. Ihre Länge betrug drei Fuß, der Rücken bildete eine Wellenlinie, die durch eine Anzahl Ansteigungen gebildet wurde, die bleibend waren, beim Kopfe begannen und bis zum Schweife fortliefen; es waren ihrer etwa fünfzig. Der Körper lief sich mit der größten Leichtigkeit in vertikaler Richtung biegen. Die bostoner Naturforscher gaben diesem Thiere den Namen *Scoliophis atlanticus*. Es ist eine neue Schlangengattung, ihre Wirbelsäule ist eigenthümlicher Art. Ob sie aber in ähnlicher Weise gebildet ist, wie die große Seeschlange, erscheint sehr zweifelhaft.

Diese letztere ist, wie wir schon weiter oben angedeutet, auch bei Grönland und Norwegen gesehen worden, und zwar in den Jahren 1734, im Juli 1819, dann wieder 1822 und zuletzt im Herbst 1837. Sie kam in diesem Jahre mit dem Eintritt der Hundstage an die Oberfläche um sich zu sonnen, folgte den Fischerbooten, wagte aber keinen Angriff. Ein riesiges Thier ist sie gewesen, wenn auch die achthundert Ellen, von welchen die durch das Ungeheuer erschreckten Fischer erzählen, ins Gebiet der Märchen gehören.

Der räthselhafte Fremdling *).

Unter den auffallendsten Entdeckungen von Verbrechen, verdient auch folgende Erzählung einen Platz, welche

*) Aus dem zu Karlsruhe, im Verlag der Ch. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung erschienenen „Niederländischen Museum.“

mir von einem richterlichen Beamten zu D — mitgetheilt wurde. Ich nenne dies Ereigniß auffallend, sowohl wegen des Doppelzufalls der Umstände, wodurch das Verbrechen entdeckt wurde, als wegen des so unerwarteten Umstandes, welcher zur Entdeckung führte. Bei-